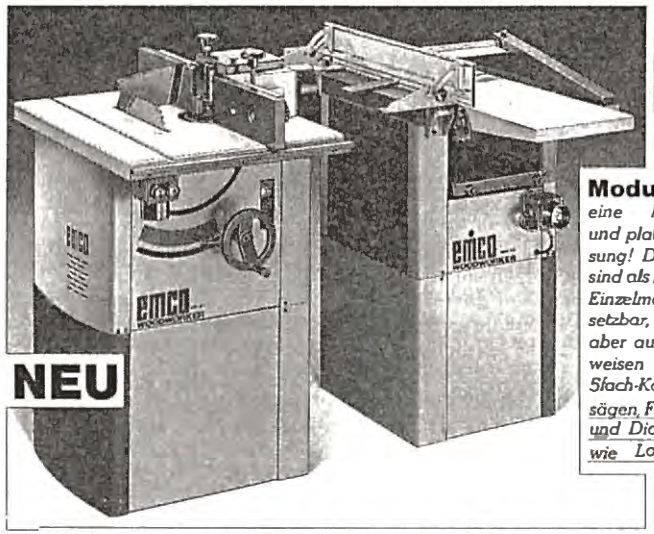
gen, Kontakte mit alten Menschen herstellen, Bilder mit echten Temperafarben aus Eiern und Leinöl auf selbstbespannte Leinwände malen, und und und. Wer wüßte nicht um solche Möglichkeiten? Man muß sich als Lehrperson in solche Unternehmungen wie in Abenteuer hineinspringen getrauen. Man darf die Arbeit nicht scheuen; immerhin bleiben von den 24 verpflichtenden Stunden etliche auf eine 40 Stunden-Woche. Es gibt viel Literatur über solchen Unterricht. Ein Buch möchte ich besonders empfehlen: „Erziehung zum Sein" von Rebeca Wild, ein aufschlußreicher Bericht über eine Schule in Ecuador. Darin zeigt sich, was an Lebendigkeit in der Schule tatsächlich möglich wäre.

Den Kindern die Tore zur Welt zu öffnen verlangt u. a. sich selbst aufzumachen, teilnehmend und nicht zuschauend in der Welt zu sein.

EMCO WOODWORKER

Modul-Technik als kompakte Lösung



Modul-Technik
eine k stengünstige und platzsparende Lösung! Diese Ein eiten sind als leistungsstarke Einzelmasc inen einsetzbar, er öglichen aber auc den stufenweisen Auß u einer Stach-Ko bi zum Kreissägen, Fräsen, Abricht- und Dickenhobeln s wie Longlochbohren.

emco

Nähere Informationen erhalten Sie von Ihrem Fachhändler. Kupon einsenden an EMCO MAIER Ges.m.b.H., Postfac 131, A-5400 Hallein

Name _____ *Adresse* _____

GRAF Carello ELEKTROFAHRZEUGE

S. Graf, Carello Elektrofahrzeuge Erzeugungs- und Vertriebsgesellschaft m.b.H.
A-8262 Ilz, Nestelberg 8
Tel. (03118) 81 81 oder 511
Telefax (03118) 6269

ALSTRIA

Filiale:
A-6176 Völs bei Innsbruck
Maximilianstraße 2a
Tel. u. Telefax:
(0512) 30 26 34

Wolfgang Mahlke

Sinnenhafte Wohnfeldgestaltung mit und für Menschen mit mehrfachen Behinderungen

Auf die Dauer ist Raum, in dem das Leben seine Spuren hinterlassen kann, ebenso elementar wie Wasser und Luft für menschliches Überleben.

Ivan Illich

Das Gestaltungskonzept für das Wohnen behinderter Menschen, das hier vorgestellt wird, sieht das Wohnfeld als Ganzheit, in welche sich sowohl die Räume wie alle Details, die mit den Sinnen wahrnehmbar sind, in organischer Weise integrieren. Besonders der dritten Dimension, also der Höhe oder Tiefe des Raumes, wird Bedeutung beigemessen. Nicht Einzelstücke, Möbel, Objekte, Kunstwerke werden addiert und jedes für sich hervorgehoben, sondern Hintergrund geschaffen, damit sich Geselligkeit oder Rückzug, Spiel oder Betätigung, Ruhe oder Lebendigkeit im jeweils entsprechenden Umfeld einstellen und entfalten können. Dem Essen und der möglichst eigenständigen Zubereitung der Speisen als dem Beginn kultureller Gesittung wird Raum gegeben.

Offenheit und Abrgrenzung sind für das Leben in Gruppen notwendig. Das sind zwei Komponenten, die in vernünftiger Abgewogenheit miteinander die Harmonie in gestalterischer wie in kommunikativer Hinsicht gewährleisten beziehungsweise hervorbringen sollen.

Die Mittel, mit denen das bewerkstelligt wird, sind einfach. Wo es notwen-

dig erscheint, werden Wände oder Wandteile entfernt, aber auch Wände Raumteiler, Podeste eingefügt.
Das Material, das sich dafür am besten eignet, ist nach unserer Erfahrung: Holz. Ausschließlich verwenden wir einheimisches Weichholz: Fichte, Tanne, Kiefer, manchmal Lärche, z. B. für den Treppenbau. Wenn möglich keine Leimbinder, kein Kunstholz, keine Kunststoffe!
Holz wird als Werkstoff bevorzugt, weil es auch für Laien leicht zu verarbeiten ist.
Die Hölzer, die als Fußboden, für Stützen, Zwischenwände oder Regale, als Wand- und Deckenverkleidung eingefügt werden, sind griffig. Ecken, die im Wege sind, werden gerundet, daß sie gern berührt werden, daß man gern mit der Hand die Rundung nachfährt. Sie schmiegen sich in die Handbeuge. Das Auge bestätigt gefällig den haptischen Eindruck: die Wärme des Holzes, das Seidige der Oberfläche.
Die Hölzer duften nach Frische wie Harz, Balsam, wie Französisches Terpentinöl im Maleratelier geduftet hat.
Das optische Wahrnehmen des warmen Farbtones und das haptische Erfassen der Wärme vermittelt dieselben Eindrücke und steigern die Sicherheit.

> **Die Wahrnehmung räumlicher Distanzen muß von jedem Individuum erst selbst gelernt werden, unterstützt von seinem Tastsinn.**
>
> Walter Gropius

Wohnqualität

Sinnenhafte WohNfeldgestaltung ist angesichts der Aufdringlichkeit von Werbe-, Mode- und Medieneinflüssen schwierig, jedoch zum geistigen Überleben notwendig. Sinnenhaftigkeit, die Mobilität aller Sinne, ist zur Wahrnehmung, zur Bildung von Weltanschauung unverzichtbar.
Kann sie der nicht behinderte Mensch aus den vielen Räumen beziehen, die für ihn erreichbar sind, die er vielleicht sogar zu bewohnen vermag, so ist für viele behinderte Menschen der Erfahrungsspielraum ihrer Sinne auf ihr Wohnfeld begrenzt. Für manche besteht er lediglich aus *einem* Raum oder gar nur aus ihrem Bett.

Eingebautes Bett, gegen den Eingang durch eine Regalwand geschützt.

Die Gestalt und die Atmosphäre der Räume, in denen wir leben, vermögen wir heutzutage aus Eigenem nur noch selten zu bestimmen. Hilflosigkeit dem Raumzuschnitt gegenüber, Fremdbestimmtheit im Hinblick auf die Möblierung und Einrichtung kennzeichnen Wohnen und Wohnqualität nichtbehinderter wie behinderte Menschen gleichermaßen. Nur, Behinderte -psychisch Kranke, Gebrechliche, alte Menschen, Bettlägrige, körperbehinderte Menschen — können durch die hypertrophen, ständig wechselnden „Schöner — Wohnen-Maximen" beträchtlich verwirrt werden; andererseits aber auch durch die Dürftigkeit der Lebensumstände in vielen Institutionen an der Selbstbestimmung gehindert werden. Mehr als die sogenannten Normalen. Solches Leid fügt der körperlichen Behinderung körperlichen und seelischen Schmerz hinzu.
Das Nicht-Stimmige, nicht auf sie Bezogene, aber auch das Disharmonische ihrer Nahumwelt, das ihnen allgemein zugemutet wird, bedeutet für sie ständige Reibung an den Verhältnissen, bedeutet selbst Behinderung. Nicht selten reagieren sie mit Selbstaufgabe, Hospitalismus oder in asozialem Dasein.
Es kommt hinzu, daß die Behinderung ja auf jeweils unterschiedliche psychophysische Voraussetzungen trifft, wodurch sich die dringlich architektonischen Antworten auf spezifische Erfordernisse und Bedürfnisse zu einer breiten Palette konkreter Reaktionen steigern müßten. Das aber ist in unserer Gesellschaft für die sogenannten Randgruppen allgemein leider nicht gebräuchlich.

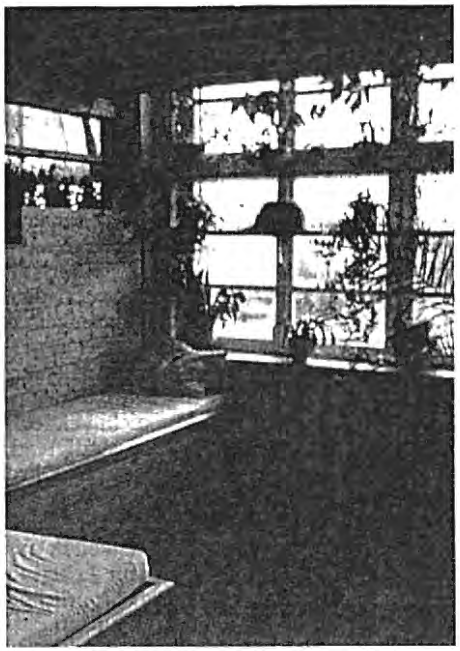
Behindertengerechtheit

Was ist, bezogen auf das Wohnfeld, behindertengerecht? Zwei gleiche Situationen, von der Behinderung und den räumlichen Gegebenheiten her betrachtet, gibt es nach meiner Erfahrung nicht. So wäre Behindertengerechtheit tausendfach zu formulieren. Es kommen solche Behinderungen hinzu, die der Rollstuhl — bei allen sonstigen Erleichterungen — mit sich bringt, als plastisches Attribut mit Rädern. Die werden denn auch in der Fachliteratur umfassend bedacht in diesem unserem nach technischem Perfektionismus strebendem Säkulum, leider aber eben nur funktionalistisch. Weitgehend bleibt alles auf die Literatur beschränkt, ohne Auswirkungen auf die Praxis.
Andererseits: Sollte Wohnfeldgestaltung nur zur Forderung dienen, nicht aber auch zur Verpflichtung werden, selbst tätig zu sein? Jedes Menschen eigenes Vermögen muß zuerst angespannt werden, damit dann für den Rest andere zu Hilfe kommen können. Dieser Rest kann groß sein; aber für jeden ist das eigene Vermögen ausschlaggebend. Immer gilt zuerst: zu eruieren, wo sich eigene Fähigkeiten auftun lassen; und wenn es nur Gedanken, Andeutungen sind, durch welche die Vorstellungen von Bedürfnissen artikuliert werden.

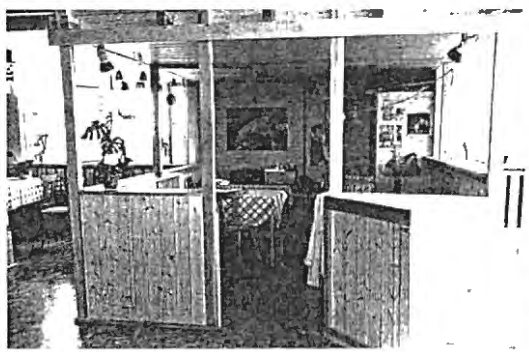
> **Die Wohnung ist wie durch unendlich viele Fäden mit der Welt verbunden. Sie hat zu den verschiedenartigsten und fernsten Welten unmittelbare Beziehungen**
>
> Heinrich Tessenow

Lebensraum

Was heißt „Wohnfeld, das auf die Sinne eingeht "? Lebensräume werden begrenzt von der Erreichbarkeit. Was ich nicht direkt oder indirekt — durch die Erinnerung, durch die Phantasie oder auch durch Berichte anderer Menschen — erwerben und aufnehmen kann, gehört nicht zu meinem Lebensraum. Nur, im konkreten Raum behinderter Menschen *muß* diese erweiterte Dimension unbedingt zur Geltung kommen. Es darf der Raum, in dem sie sich aufhalten, nichts verhindern oder beeinträchtigen durch Unverhältnismäßigkeit, durch fremde Übermacht oder dadurch, daß er sie gar „erschlagen will wie mit einer Axt" (Zille).
Befreiender Raum ist nicht auf die vier Wände beschränkt, nicht auf das im Rollstuhl Erreichbare für Rollstuhlfahrer, nicht auf das Bett für den schwerstmehrfachbehinderten Bettlägrigen oder alten, pflegebedürftigen Menschen.



Wintergarten mit Liegeplätzen und ein abgegrenzter Werkbereich in einem umgestalteten Wohnbereich für schwerstmehrfachbehinderte Jugendliche im St.-Antoniusheim, Fulda.

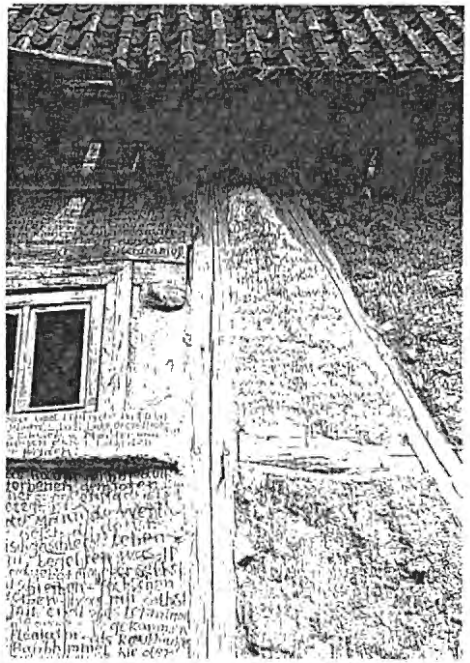


Je geringer der äußere Lebensraum bemessen ist, desto größere Anstrengungen müssen unternommen werden, ihn sozusagen geistig erweiterungsfähig zu machen, Erlebnisdifferenziertheit in Breite und Tiefe hereinzuholen, wann immer dazu Gelegenheit ist. Dies anzustreben setzt eine humane Überzeugung voraus: daß ein von einem Menschen geborenes Wesen Anspruch auf ein menschenwürdiges Leben hat; und daß man in Gedanken dieses Leben, seinen Lebensraum nicht mit dem Hinweis auf seine Behinderung einschränkt. Zu sinnenhafter Lebensgestaltung ist in besonderem Maße durch passive Innengestaltung, durch eine Einrichtung mit Dingen zu verhelfen, welche sich in Ausgewogenheit, Verhältnismäßigkeit, mit dem spezifisch körperlich-seelisch-geistigen Vermögen des Bewohners befinden. Mit allergrößter Sorgfalt auszuwählen sind diese wenigen Dinge. Manfred Thalhammer, mein verehrter Würzburger Kollege (Lehrstuhlinhaber der Körperbehindertenpädagogik), spricht in „Gefährdung des behinderten Menschen. . ." (München / Basel 86) von „drei, vier nicht verzichtbaren Objektbeziehungen, die notwendig sind, damit das System Mensch nicht zerfällt". Dazu gehört das Recht auf Geborgenheit, das Recht auf Wahrnehmungen, auf Sinneswahrnehmungen, verbunden mit Möglichkeiten zur Betätigung als Ausgangsebene für Leben in Räumen, die den seelischen und körperlichen Voraussetzungen der unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen einzelner behinderter Menschen angemessen sind.

Städtebaulicher Exkurs

Ich möchte an dieser Stelle das Verhältnis von Räumen für behinderte Menschen zum Thema Städtebau in unüblicher Weise tangieren: Es sollte mehr von der Notwendigkeit der Übereinstimmung von innen und außen bei Bauten die Rede sein und auf Harmonie und Schönheit ganz im Konsens mit der Natur hingewiesen werden. Ein Alleebaum z. B. ist ein städtebaulicher Faktor. Aber er bringt vor dem Fenster, im Fensterausschnitt, auch für die Lebensqualität dessen, der aus dem Fenster schaut, Erlebnismöglichkeiten durch die Bewegung der Zweige und Blätter im Wind, die jahreszeitliche Färbung des Laubes, Vögel . . . Es handelt sich nicht nur um den rollstuhlgerechten Eingang ins Café, die Disco um die Ecke oder das Theater, wenn von behindertengerechtem Städtebau gesprochen wird. In unseren Breiten spielt sich das Leben primär in Räumen, in Ge-wohntem drinnen ab, nicht auf der Straße wie bei unseren südlichen Nachbarn, draußen.

Es sind aber auch nicht alle behinderten Menschen Städter. Manche leben auf dem Lande, in dörflichen Gemeinschaften. Noch scheint es mir nicht erwiesen zu sein, daß die Großstadt — sie ist in Wirklichkeit die Denkbasis für alle unsere heutigen Richtlinien — zum Vorteil von Menschen zum Maß erhoben worden ist.



Häuslerhaus in einem Dorf bei Arnstein, Unterfranken, wo einem psychisch kranken, kriegsgeschädigten Mann nicht versagt wurde, sein Haus zu „beschreiben", was er tage- und nächtelang tat, bis er in eine psychiatrische Anstalt geriet.

Anstalten

Meine Überlegungen richten sich darauf, wie besonders in den großen Einrichtungen mehr auf den einzelnen eingegangen werden kann: auf sein Recht auf Intimität, akustische Souveränität, auf die Forderung nach formal-farbig-räumlicher Harmonie, in die sich Privatheit einordnen läßt, auf das Recht nach Betätigung, die nicht beschäftigungstherapeutisch „aufgesetzt" ist, sondern ins (Gruppen-) Leben selbstverständlich und für alle nützlich einbezogen ist; das Recht auf Gemeinschaft und das Recht auf ungestörten Rückzug. Erst dieses letztere, um das viel zu wenig gerungen wird, läßt das Zugehen auf die Gemeinschaft fruchtbar und sinnvoll erscheinen.

Freie Stickereien von zehn- und vierzehnjährigen Jungen, die Klumpfüße hatten. Wohl verraten die Füße der Figuren, die des Schilderpostens so gut wie die des Hahnes, die Unbeholfenheit der beiden Schöpfer beim eigenen Gehen, aber die Begabungen sind förderungswürdig.

Solche Rechte sollten es sein, aus denen sich die Persönlichkeitsentwicklung jedes einzelnen unterschiedlich gestaltet. Nicht früh genug und nicht entschieden genug muß deshalb auf persönliche Neigungen und Begabungen eingegangen werden. Werden sie nicht in Kindheit und Jugend gepflegt — wovon wir in Schule und Medienkonsum gegenwärtig weit entfernt sind —, ist in erschwerten Situationen nicht damit zu rechnen, daß sich dann erst ein Fundus bildet, der aufgegriffen, ausgebaut, spezifiziert werden kann. Öde, Flachheit, Unkultur werden zum unausweichlichen Schicksal.

Der Mensch als Umfeld

Im Umfeld, das die Gesellschaft Menschen nach ihrer Geburt bietet — auch behinderten Menschen — z. B. der Anstalt, muß man sich arrangieren. Hugo Kükelhaus spricht in „Organismus und Technik" davon, daß die Gesellschaft für das Kind nach der Geburt die Rolle des Mutterschoßes zu übernehmen hat. Das ist eine Formulierung, die wir uns besonders für den Behindertenbereich zu eigen und zunutze machen sollten, denn sie verpflichtet zu mehr Verantwortung für das, was die Gesellschaft an Räumen und Dingen bietet.

Die Sachen

Der Teil der Umwelt, sozusagen der außermenschliche, besteht dann aus den Sachen, den Dingen, die sich anfassen lassen, die nach etwas riechen, schmecken, die man hört, sieht, die man — zusammengenommen — als Klima, Atmosphäre spürt.

„Die Menschen stärken, die Sachen klären" heißt ein Titel bei Hartmut von Hentig: sie in unsere Ordnung einbeziehen. Und Paul Klee überschreibt seine Gestaltungslehre: „Ordnung der Dinge". Das gestalterische Denken und Arbeiten führt über die Phänomene Raum und Dinge auf der elementaren Ebene am ehesten zu Kultur und gehaltener Lebensqualität.

Wohnfeldgestaltung heißt kultivieren

Die Frage nach der Kultur halte ich für dieses Symposion, das sich mit der Verbesserung der Dinge befaßt, für wesentlich, wenn Humanes

und nicht nur Materielles bedacht werden soll. Aber was ist das: Kultur? Zu befürchten ist, daß die einen sagen werden: Für uns ist die kulturelle Frage beantwortet, „denn wir wissen, was das ist". Andere werden meinen, „es gebe darüber keine allgemeinverbindlichen Aussagen. Kultur ist Privatsache." Oder: Kultur sei lediglich der jeweilige Stand der Entwicklung von technischen Errungenschaften der Menschheit, also keiner Rede wert. — Thomas Mann hat dieser Auffassung im Doktor Faustus (S. 62) entgegnet: „Technik und Komfort — damit redet man von Kultur, aber man hat sie nicht!"

Als Entgegnung auf die allgemeine Auffassung, Kultur und Kunst seien identisch oder die Kunst sei doch die Quintessenz von Kultur, war von R. v. Weizsäcker in in einem ZEIT-Gespräch (in Nr. 2 / 88, S. 29) zu lesen: „Es handelt sich bei der Kultur ... nicht primär um Kunst. Kultur heißt Anbauen und Pflegen, heißt, sich mit einer möglichst hohen Sensibilität zu begegnen ... Kultur ist Lebensweise." Weil „kultivieren" von „urbarmachen" kommt, haben wir in diesem Rahmen die Aufgabe, Lebensraum für Menschen zu schaffen, Umfelder für diejenige, welche es nicht selbst vermögen, Umfelder, die für die Wahrnehmung der Welt mit den Sinnen die besten Voraussetzungen bieten, damit Selbstbestimmung auch dadurch gewährleistet wird, daß Greifbares begriffen wird, Weltanschauung eine „sinnliche" Basis erhält.

Nichts wollen wir behinderten Menschen abnehmen, was von Wert für sie ist und was sie selbst zu bestimmen und zu regeln imstande sind; aber alles wollen wir an sie herantragen, das ihren Radius vergrößert, was ihnen Zuversicht geben kann, ihre Sinneserfahrungen zu erweitern, alles, wodurch ihr Leben differenzierter, in Weizsäckers Sinne kultivierter zu werden verspricht.

In besonderem Maße sind Architekten dazu berufen, die Lebensraumgestaltung für behinderte Menschen im Sinne einer kulturellen Aufgabe zu bedenken, die Voraussetzungen für das Leben in Räumen und mit Dingen zu schaffen. Wenn ihre Werke brauchbar sein sollen, müssen sie am Leben — auch dem behinderter Menschen — interessierter sein als an der Baukunst. Am alltäglichen Leben der Bewohner ihrer Häuser müssen sie interessiert sein. Das schließt selbstverständlich Überlegungen zu Funktion und Technik ein.

Aber solche Überlegungen haben zu dienen — und nicht die Bauweise zu beherrschen. Der Funktionalismus, die Herrschaft der praktisch-organisatorischen Machbarkeit, ist von alltäglicher Lebensqualität und -gestaltung über die Sinne so weit entfernt wie die Kunst. Der Architekt Julius Posener hat in einem vielbeachteten Vortrag „Das Abenteuer der Architektur und seine Zukunft" gesagt, weder der Funktionalismus noch die Architektur als Baukunst seien die Aufgaben der Zukunft, sondern „Unbewohnbares bewohnbar zu machen." (Glasforum 1 / 87, S. 4ff)

Integration ...

Nun ist für mich nicht zuerst die Frage nach den selbstverständlich sehr berechtigten Bedürfnissen derjenigen behinderten Menschen, denen Angehörige und Freunde direkt oder indirekt helfen. Vielmehr wird es sich um Bedürfnisse derjenigen handeln, die nicht in „natürlichen" oder selbst gewählten Bindungen leben, sondern in sogenannten Gruppen, für die also in besonderem Maße die Gesellschaft eintritt, deren Organe in Gestalt von Trägern und Trägervertretern. Wie sollen Orte für sie geartet sein? In welchen Häusern sollen sie leben, welche Wohnstätten sind geeignet, welche nicht? Nicht um Quadratmeter und Kubikmeter umbauten Raumes handelt es sich wie in den Heimbaumindestrichtlinien, sondern darum, wie Architektur den Anspruch auf Integration sozusagen prästabilisieren kann.

In seiner Festansprache zur Eröffnung des Zentrums für Körperbehinderte e. V. Würzburg-Heuchelhof 1977 sagte Dr. Rattke, selbst Rollstuhlfahrer, „... wir wollen träumen von vielen winzigen Häusern (Heuchelhofs) überall in Deutschland, mitten unter den herkömmlichen Häusern, so daß man sie am Ende gar nicht mehr erkennt, diese Minizentren!"

Vieles, was hier kritisch zur Sprache kommt, läßt sich auf Größen und Zahlen — die größeren als die scheinbar besseren —, auf nichtmenschengemäße Proportionen zurückführen.

Wenn über (Innen-)Architektur nachgedacht wird, ist es deshalb am sichersten, zuerst nach den Grundbedürfnissen, dann nach den spezifischen Bedürfnissen einzelner Menschen zu fragen, auch vieler Menschen, wenn es sein muß, aber dann vieler einzelner, und nicht nach Wirtschaftlichkeit und Pflegeleichtigkeit; nur soviel und sowenig wie bei denjenigen, welche verantwortlich sind. Viele Menschen mit Behinderungen habe ich in meiner Arbeit in der Jugend- und Behindertenhilfe in psychiatrischen Krankenhäusern und Geistigbehindertenanstalten, Riesensonderschulen und -zentren gleichsam als Partikel von Masse erlebt. Nicht selten hatte ich den Eindruck, daß bei menschenwürdiger Unterbringung, d. h. sensibilisierender Umwelt und adäquater Betätigungsmöglichkeit, Hospitalisationsschäden hätten vermieden werden können. Durch diese Schäden scheint es, müßten sie dann in den Anstalten bleiben, und so machen sich die Anstalten permanent unentberlich.

Sensibilsierung

Sensibilisierende Dingwelt ist nur in einem in sich stimmigen Umfeld in gestalteten Räumen wirksam, welche im ganzen auf die Grundbedürfnisse des Menschen, der darin lebt, eingehen und sie nicht leugnen.

Einzelmaßnahmen wie die, ansprechende Poster aufzuhängen oder durch Schränkchen einen Bereich im Raum auszugrenzen, damit an einer Stelle mehr Intimität entstehen kann, sind wohl lobenswert, aber wirksamer, wenn das übrige die Freundlichkeit teilt, denn dann wird sie potenziert.

Wir sollten uns nicht mit Partiellem zufriedengeben, uns didaktisch-therapeutisch oberflächlich begnügen lassen mit Dekorativem, sondern eine Basis schaffen, auf der mehr als nur Stimulation erfolgt, nämlich für den Alltag die Einbeziehung sinnlicher Erlebnisse in ein menschenwürdiges Leben.

Wie ist es möglich, daß so viele Einrichtungen so groß geworden sind? Ist Größe allein schon vertrauenswürdig? Sobald sich etwas vervielfacht — Häuser, Gruppenbereiche, Naßzellen, die Position und Gestalt von Betten —, je größer die Zahlen, umso schwieriger wird es für den einzelnen, sich zu behaupten, oder auch anderen Menschen zur Selbstbehauptung oder gar zur Selbstbestimmung zu verhelfen. Große Zahlen führen ein unheimliches Eigenleben und entgleiten zu leicht demokratischen Prinzipien.

Wolf Wolfensberger zählt zu den schwerwiegendsten Fehleinschätzungen bei christlichen Diensten am Nächsten als erste „die Zusammenballung von Menschen in Not und die Vergrößerung der Diensteinrichtungen" neben der „Ökonomisierung" und „Medizinierung". (Diakonie 3 / 80 „Elemente der Identität und Perversion des christlichen Wohlfahrtswesens")

Eine Facette darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es sich um „Einrichtungs"-Mängel handelt: Im Unterschied zum repräsentativ-dekorativen räumlichen Umfeld der gehobenen Dienste sieht es da, wo sich diejenigen befinden, um deretwillen die Institutionen existieren, ärmlich, oft interesselos, nur der äußeren Form genügend, hilflos, unvernünftig eingerichtet aus, wie hineingeborgt das Inventar; jedoch von optimaler praktisch-hyhienischer Perfektion! Und dabei sollten die Räume doch besonders passend und für die Qualität des Aufenthaltes behinderter Menschen förderlich sein, taktil-haptisch-visuelles Erleben ermöglichen und verdichten!

Glück des Wohnens, in dem sich der Mensch mit dem Tier verwandt fühlt. Das Behagen, das ich vor dem Feuer empfinde, wenn das schlechte Wetter sich draußen austobt, ist eine ganz tierische Empfindung.

O. F. Bollnow

Otto Friedrich Bollnow hat als Philosoph und Pädagoge in „Menschen und Raum" im Kapitel „Die Verwandlung des Menschen im Haus" überzeugend dargelegt, von welch eminent großer Bedeutung Räume für uns alle sind, „daß der Mensch nur in der Einheit mit einem konkreten Raum ein bestimmtes Wesen gewinnt. Er hat es nicht ‚an sich' und losgelöst vom jeweiligen Raum, sondern gewinnt es erst im konkreten Raum." (S. 294f)
An anderer Stelle: „Die Entdeckung der unendlichen Weiten hat das Verständnis für die Wichtigkeit des Hauses verkümmern lassen. Und hier, in der Neubegründung eines Raumes der Geborgenheit, in dem der Mensch wieder seine Geborgenheit findet, liegt eine entscheidende Aufgabe unserer Zeit, wenn sie ihre Menschlichkeit bewahren will." ... „Die Aufgabe für unsere Gegenwart ist es, dem Menschen wieder einen festen Halt auf der Erde zu schaffen, ihn neu auf der Erde heimisch zu machen." (S. 12)
Raumerleben ist sinnenhaftes Erleben, das auf der taktilen Beziehung zum Körperlichen aufbaut. Raumerleben ist das Erleben der Distanzen zwischen den Körpern, Flächen, Kanten, zwischen den Dingen.
Das Erspüren des Brustraums innen beim Atmen ist die Grundlage, der integrative Zustand das Ziel.

Planung konkreter Räume

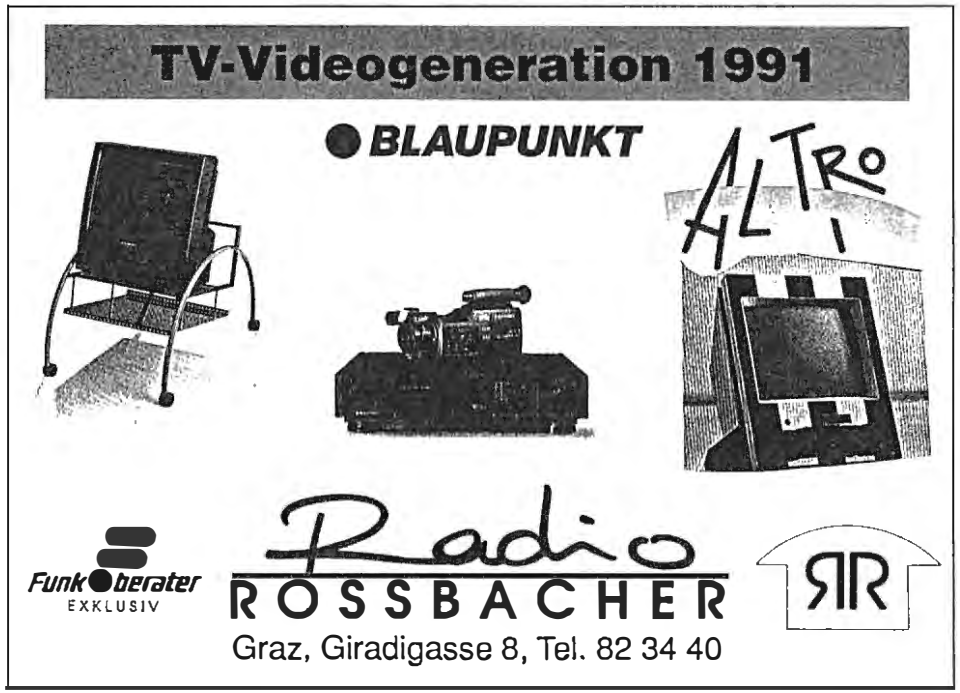
Voller Dissonazen ist die Sprache der Pläne von Gruppenbereichen stationärer Einrichtungen, wenn man sie am Wohnen und an vorstellbaren Sinneserlebnissen mißt. Meist kann von Wohnen überhaupt nicht die Rede sein. Nur vorrübergehend scheint der Aufenthalt der Betroffenen. Es ist stereotyp immer die gleiche, vom Krankenhausbau abgeleitete Perversion von Wohnlichkeit: das Mißverständnis zwischen der (zu großen) Zahl der Bewohner und dem (zu geringen) Ausmaß der Gruppenbereiche; die Enge in den ausschließlich zum Schlafen brauchbaren Zimmern und der nur zum Essen und Sitzen geeignet, sonst unbrauchbare Gemeinschaftsbereich. Interessantes „passiert" auf dem Flur, Spielen verkümmert, Betätigung ist unmöglich, nichts spricht die Sinne an.
Die Tendenz zur Isolation spiegelt sich in der Addition von Zellen (statt Räumen), in ungemütlichen Plätzen, welche die Aufgabe hätten, Menschen zusammenzuführen, genauso im Mangel an integrativen Formen der Möbel, welche doch miteinander harmonisieren sollen.
Ein ausgeglichenes Verhältnis von Gemeinschafts- und Individualbereich, d. h. Öffnung und Rückzug als zwei gleichgewichtigen menschlichen Existenzbedürfnissen, auf welche Räume zu antworten haben, trifft man so gut wie nie an.

Hingegen:
- lange, bedrückend wirkende Gänge
- unangemessen hohe Räume
- Betonung der Sanitärzone in Sterilität und funktioneller Perfektion
- Negation des Verhältnisses von Individual- zu Gemeinschaftsbereich
- meist sind Küche und Eßraum getrennt — wenn überhaupt im Gruppenbereich gekocht wird
- keine Spur von Möglichkeiten und Orten zur Betätigung
- Ignoranz der Intimsphäre der Bewohner im Bereich des Ruhens und der Körperpflege

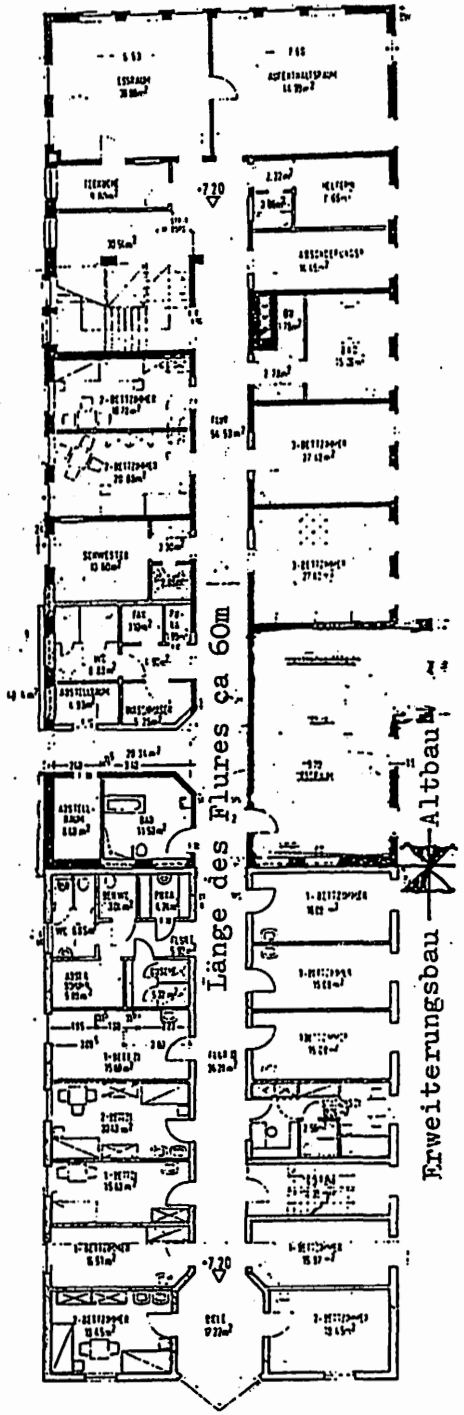
Nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Erotik, Zärtlichkeit und Zuneigung, ohne kulturelle Basis für behinderte Menschen als schiere Asozialität zu bezeichnen sind.
Die besten Gestalter sind aufgerufen, hier bewohnbaren Raum zu schaffen. Die meisten Einrichtungen vertrauen blind ihren Vertragsarchitekten, die sich gewöhnlich ausgezeichnet haben in der Befolgung administrativer, meist von Finanzen und funktionaler Rationalität diktierter Anweisungen, und die dabei immer müder handeln und schließlich resignien, in ständiger Veränderung, Simplifizierung und Vereinheitlichung in technisch-sanitärer-funktionalistischer Schönfärberei — und dabei immer weiter dezimierter Lebensqualität der Bewohner und Betreuer. Der Aufwand der Veränderungen — wo sie überhaupt des leidigen Geldmangels halber erfolgen können — kommt der Erneuerung von PVC-Böden, der Verfielfachung von Leitungen (Leitungen aller Art) und gefliesten Flächen zugute. Ernst Bloch hat diesbezüglich Tendenzen, sicher in Unkenntnis, wie sehr sich seine Worte in Anstalten bewahrheiten, erkannt und spricht von unserem Jahrhundert als dem des Badezimmers.
Es grenzt für mich an Amtsmißbrauch, wenn es sich die Trägervertreter als Bauherren mit der geistigen Konzeption ihrer Baumaßnahmen zu leicht machen und ihre Verantwortung auf Architekten und Behörden abschieben.

Beispiel eines traditionsreichen, aber schlechten Grundrisses

Die Gliederung des Grundrisses für Gruppenbereiche ist von ausschlaggebender Bedeu-



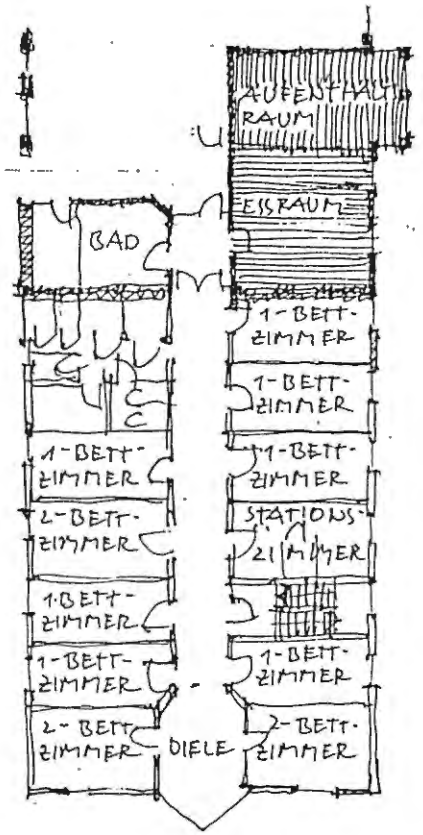
tung im Kontext der architektonischen Planung. Mit schematischer Fensterreihung wäre bei Umgestaltung zur Not zurechtzukommen. Jedoch mit einem schnurgeraden Gang als Mittelachse — symmetrisch zu beiden Seiten die Zimmer — ist ohne gravierende Eingriffe in die Bausubstanz nichts auszurichten. Alles hier im Sinne additiver Funktionalität, Kontrollierbarkeit und Übersichtlichkeit. Am Ende der Gruppenbereiche jeweils die sogenannten Gemeinschaftsräume, Aufenthalts- und Eßräume getrennt; nur eine Teeküche als „Küche", und diese abgesondert.
Die Räume wirken bei etwa vier Metern Höhe durch die Parzellierung ehemaliger Schlafsäle in Ein- bis Dreibettzimmer viel zu hoch, genauso wie der Gang.
Das Schema des nebenstehenden Grundrisses, das hier erläutert werden soll, besteht schon weit über 100 Jahre, und es wird weiter bestehen, wenn die Forderung nach Lebensqualität — eine Vorraussetzung für das Leben mit den Sinnen — nicht mit mehr Nachdruck erhoben wird.
Dieser Grundriß eines Stationsstockwerkes in einer süddeutschen Taubstummenanstalt ist vom alten Krankenhausschema abgeleitet und in psychiatrischen Kliniken, Kinderheimen, Gefängnissen, Kasernen wie allgemein in Behinderteneinrichtungen fast deckungsgleich anzutreffen.
Die Anstalt mit etwa 300 Menschen liegt auf dem Territorium einer 200-Seelen-Gemeinde: ein Gebilde für Riesen, dreistöckig angebaut an eine Kirche, zwischen niedrigen Privathäusern und Gehöften. Für viele mehrfachbehinderte, taube Frauen muß die Anstalt Heimat sein. Sie bleibt es bis zu ihrem Tode.
So gering die Integrationsbereitschaft des Anstaltskomplexes in die übrige Bebauung ist, so gering wurde sie auch für die Innengestaltung geachtet. Die menschlichsten Baukörper aus älterer Zeit sind im Zuge ständiger sogenannter Sanierungsmaßnahmen abgerissen worden. Was stehengeblieben und hinzugekommen ist, entbehrt der Orientierung am menschlichen Maß und macht orientierungslos, zeichnet sich durch Monotonie, modische Apercus, Kunststoffe und kalte Farben aus.
Ein aufwendiger, schiffsrumpfartiger gläserner Vorbau, der sich vertikal über alle Stockwerke erstreckt, verlängert innen optisch die ohnehin langen Gänge. Er stellt die markanteste Neuerung des vor zwei Jahren entstandenen Erweiterungsbaues dar, der sich im übrigen vom Altbau nicht unterscheidet. Die Fensterbrüstungshöhe liegt auch hier bei 1,20 Metern (aus Sicherheitsgründen sind höchstens 0.90 Meter, wie es die Vorschrift verlangt, akzeptabel). Solche Proportionen machen selbst stattliche Bewohner zu Zwergen, zumal die Räume vier Meter hoch sind. Der untere Teil des Grundrisses, vor sieben Jahren geplant, sollte vor zwei Jahren außen wie innen verwirklicht werden, nachdem die Ausführungspläne vom Trägerdirektorium gebilligt und von allen zuständigen Genehmigungsinstanzen begutachtet und angenommen waren.



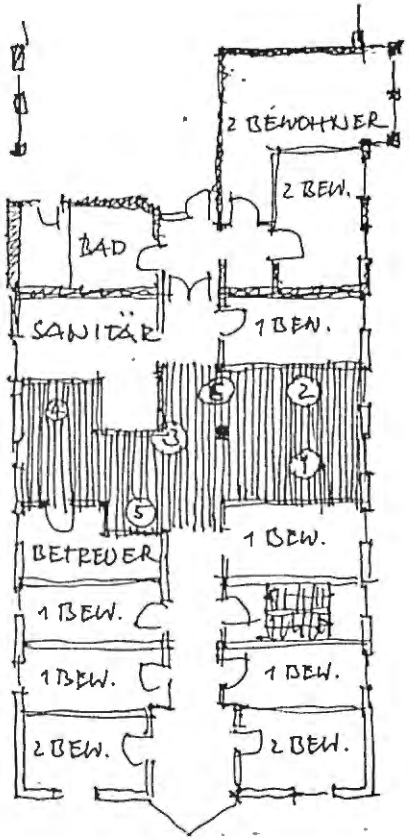
Als der Erweiterungsbau bis zur Kellerdecke gediehen war, wurde ich in die innenarchitektonische Planung einbezogen und durch die Betreuer am Ort beauftragt, für je dreizehn taube und mehrfachbehinderte Frauen pro Geschoßteil Wohnverhältnisse zu erdenken, die besser selbstbestimmtes und sinnenhaftes Leben begünstigen und herausfordern, als sich im Altbau entfalten konnte.
Eine Gegenüberstellung der ursprünglichen Planung für den Erweiterungsbau mit meinem Vorschlag, der mit wenigen Abstrichen durchgesetzt werden konnte:

Traditionelle, am Bisherigen orientierte Aufteilung.	Gliederung, die sich am Grundbedürfnis nach Öffnung (Kommunikation) u. Rückzug (Individualität) orientiert.
Der Gemeinschaftsbereich vom Individualbereich getrennt, am Ende des Ganges, fast schon Teil der Nachbargruppe.	Der Gemeinschaftsbereich als Zentrum der Gruppe in der Mitte, verbindet beide Fensterseiten, auch beleuchtungsmäßig, quer zur Flurrichtung. Wandteile zwischen Flur und angrenzenden Räumen werden herausgenommen und auf Stützen reduziert.
Ausdehnung des Gemeinschaftsbereiches: vorher: 63 qm²	nachher: 88 qm²
Stationsküche abgesondert, auf das Personal bezogen.	Kochen (1) offen für alle Bewohner und Betreuer
Essen und Aufenthalt in zwei getrennten Räumen als Angebot zur Kommunikation	Kochen (1), Essen (2), Betätigung (3), Gemeinschaftssitzecke für die ganze Gruppe, mit Fernsehgerät (4) und Einzel-bzw. Plätzen für kleine Gruppen (5), Betreuerplatz (6)
Stationszimmer ohne Verbindung mit dem Gemeinschaftsbereich; Tür im Gang.	Betreuerraum unmittelbar durch die Tür vom Gemeinschaftsbereich aus zu erreichen.
Flurlänge: 21,60m	Flurlänge: 14,80m
Grundfläche des Flures: 47.50qm²	Grundfläche des Flures: 22,50qm²

Behinderte in Familie, Schule u. Gesellschaft



Grundriß des Gruppenbereichs, vom Vertragsarchitekten geplant und vom Trägerdirektorium beschlossen.



Mein Vorschlag, mit der Erziehungsleitung gemeinsam erarbeitet und ausgeführt.

Betreuer

Das Wohnen der meisten behinderten Menschen hängt ab von der „privaten" Wohnsozialisation und von den aus ihr resultierenden Wohnvorstellungen der Betreuer.
Soweit es behinderte Menschen nicht selbst können, müssen ihre Betreuer ihre Rechte einfordern. Der akute Pflegenotstand überall kann die Dringlichkeit solchen Einsatzes nur erhöhen.
Meist viel zu jung, in zu geringer Zahl, im Schichtdienst wie im Kohlenschacht, weit über ihre seelische und körperliche Kraft belastet, ist die Situation der Betreuer im Gruppendienst beklagenswert. Keine Zeit, kein Raum, kein kultiviertes Milieu, das sie umgibt und das die Vorraussetzung für das Zusammenleben erst schaffen müßte. Durch viel zu geringe Entlohnung werden Menschen mit innerer Bereitschaft und wirklicher — nicht nur „papierener"— Qualifikation abgehalten, sich den Aufgaben im Gruppendienst zuzuwenden. Alle Verantwortung für behinderte wie für alte Menschen wird gegenwärtig auf Jugendliche gehäuft, deren Kapazität wegen der Belastungen dieser Gegenwart nicht genügend kann, so groß ihre Mühe ist.
Selbstbildung wird durch die sogenannte Fortbildung, die in Wahrheit versäumte Grundbildung ist, durch Supervision und psychotherapeutische Angebote ersetzt. D. h., daß den fragwürdigen Einflüssen aus Medien durch andere begegnet wird, die letztlich genauso wenig Hilfe zu Selbstbildung bieten.

> **Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden?**
> Sirach 25,5

Speziell für Heilpädagogen, Heil- und Heimerzieher sollte es handwerkliche, literarische, gymnastisch-tänzerische, haus- und gartenwirtschaftliche Bildungsmöglichkeiten mit Niveau geben. Stattdessen gilt alle Aufmerksamkeit diesbezüglich dem Kontakt untereinander über verbale Mittler mit dem Tenor und Ziel von Diskussionen, aus denen die *Sache* ausgeschaltet ist. Nur in der Ordnung der Sachen ist der Mensch lebensfähig wie jedes Lebewesen in seinem Biotop.
Bei manchen Betreuern bin ich der Meinung begegnet, die Selbstbestimmung dürfte sich in Sachen Wohnung, Einrichtung auf keinerlei Gesetz, Sitte und Tradition beziehen. Verhängnisvoll resultiert daraus die Identifikation mit ihrer Klientel, und bald geraten dann gutgemeinte demokratische Absichten zur Diktatur der Asozialität.
Betreuer können ermutigen oder hemmen, wie auch Räume, welche sie zu verantworten haben, fördern oder hemmen können. Neutrale Wirkung haben sie nie. So richtet sich die Perfektion im Hinblick auf haptisch-optische Wirkungen eindeutig gegen behinderte Menschen. Ihnen tut Improvisation not! Vollkommenheit in ihrer Umgebung läßt sie umso mehr Vollkommenheit spüren. Schrille Farbtöne, schrille akustische Töne halten bei Extremen fest und lassen nicht zur Differenzierung gelangen, wie das zur menschlichen Entwicklung gehört. Der Bettlägrige kann sich meist dagegen nicht wehren. Vom Bett aus sieht man in Anstalten gewöhnlich nur den Himmel im Fensterausschnitt. Wenn der Raum selbst unattraktiv ist, sollte der Blick zum Fenster hinaus Erlebnisse mit der Natur, d. h. mit Veränderungen, ermöglichen und so das Wohlbefinden im Bett erhöhen.
In den Leitungspositionen arbeiten bestausgebildete Fachkräfte (an Akten); mit den Bewohnern: die am schlechtesten, schnellsten Ausgebildete, oft Ungebildete, vielfach umständehalber in häufigem Wechsel. Das Wesentlichste, die Selbsterziehung der Erzieher, die die Atmosphäre in den Gruppenbereichen prägen, gelangt gar nicht erst ins Bewußtsein.

> **Nur Selbsterworbenes hat Wert und nichts stößt die menschliche Natur weiter von sich als fertig Dargebotenes.**
> J. J. Bachofen

Wenig Beachtung wird von seiten der Trägerschaft dem Menschenbild der Erzieher gewidmet, der geistigen Mitte, der besonderen Neigung oder Prägung, von der sie innerlich leben beziehungsweise der sie unterliegen; so wenig wie der Mitte einer Wohnung oder eines Gruppenbereichs.
Die Mitte als Ort, der Wärme ausstrahlt, der als Gewissen in schwierigen Situationen Wegweiser ist, ist abgelöst durch Didaktisches. Die Fortbildungsangebote der großen sozialpädagogischen Organisationen bezeugen das auf der Ebene des Menschenbildes, wie das Fehlen von Gesamtkonzeption für das Wohnen und die Raumgestaltung auf der Ebene

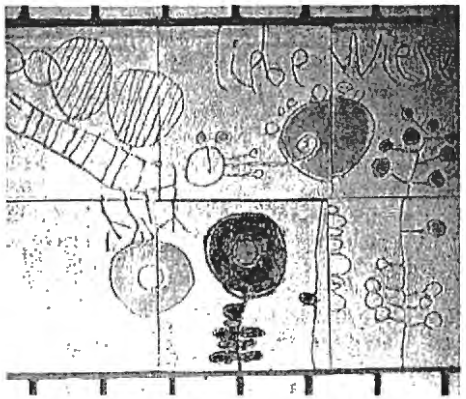
des Umfeldes. Hinzu kommt, daß allgemein die Wohnungseinrichtungen cool sind — auch die der Normalverbraucher in sozialen Diensten — und das bedeutet, daß zum Ausgleich Wärme aus eigener Kraft aufgebracht werden muß. Dazu aber reicht die Kapazität gewöhnlich nicht aus.

Meine Möglichkeiten

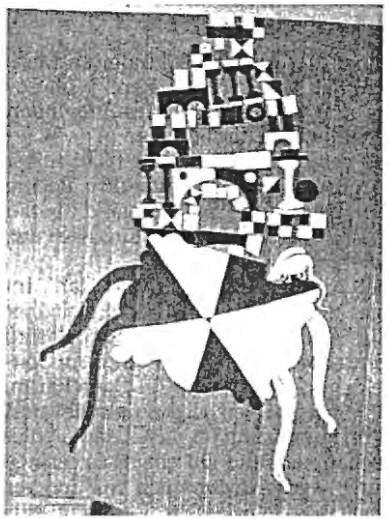
Ich möchte nun die gestalterischen und kunstpädagogischen Mittel beschreiben, durch die ich versucht habe, eine Brücke zur Heil- und Sonderpädagogik zu schlagen, um Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in Institutionen zu mehr Lebensqualität zu verhelfen:

1. künstlerische Arbeiten

Bis vor etwa zwanzig Jahren waren es künstlerische Arbeiten in Behinderteneinrichtungen, farbige Echtantikglasfenster, Wände mit keramischen Flächen, Wandmalereien; auch in Fachschulen, in denen Helfer ausgebildet werden: in einer Krankenschwesternschule, im Fortbildungsinstitut der Lebenshilfe, Erlangen, im Heilpädagogischen Seminar Würzburg.
Eindrücke in vorbildlichen Häusern der Jugend- und Behindertenhilfe in nördlichen, auch östlichen Ländern ließen mich gewahr werden, daß die dekorativen Mittel, die ich anwandte, nur sekundär wirksam sind.



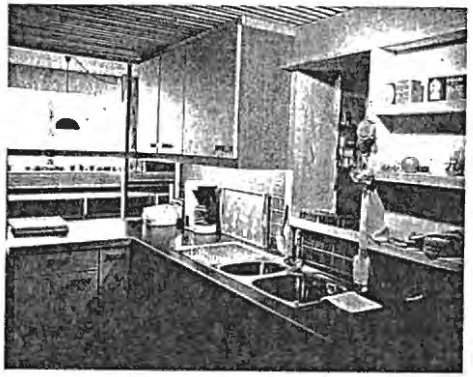
Teil eines keramischen Wandfrieses im Fortbildungshaus der Lebenshilfe Erlangen, mit Zeichen und Worten die sich an Kursteilnehmer wenden und sie zu vernünftigem und natürlichem Denken auffordern wollen.



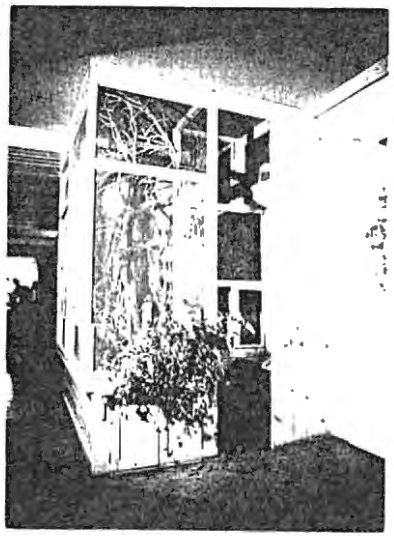
Wandbild: Plakat auf Beton, im Treppenhaus der Erziehungsberatung und des Heilpädagogischen Seminars Würzburg. Es wendet sich gegen die schlechten Voraussetzungen, die Wohlstandsbürger (deren Zeichen: der Chippendale-Tisch) ihren Kindern bieten (deren Zeichen: Bausteine, mit denen sie nicht bauen können).

2. Raumgliederung durch Einbauarbeiten

Primär erschien es mir da nötig, durch die Gestaltung von Räumen, in denen behinderte Menschen leben, mehr Qualität anzustreben. Vom Bett besonders, aber dann auch vom Koch- und Eßplatz sollte ausgegangen werden. In Zusammenarbeit mit Fortbildungshäusern der Caritas, Lebenshilfe und der Diakonie versuchte ich, meine Vorstellungen zu verwirklichen. Das erste theoretisch-praktische Projekt, die Umgestaltung eines Gruppenbereichs, wurde in Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie Stuttgart, Herrn Dr. Schwarte, in einem Epileptikerhaus in Bethel durchgeführt. Mehrere Einrichtungen folgten, in denen gleichfalls körperlich und mehrfachbehinderte Menschen untergebracht waren und sind, z. B. in Reutlingen, Berlin-Heiligensee, Pelzerkaken an der Ostsee, Neukerode, schließlich Oelsnitz im Vogtland 1988; im Dezember 1990 eventuell in Gallneukirchen. Beratungen und Planungen für die Veränderungen von wenig brauchbaren Häusern der Psychiatrie, der Jugend und Behindertenhilfe, wurden ausgelöst duch Seminarteilnahmen und durch Aufsätze in der Fachliteratur. Ein Forschungsprojekt für die bayerische Diakonie „Der gestaltete Raum im Heim" als Lebenshilfe für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Grundseminaren und handwerklichen, praktischen Einbaukursen — über fünf Jahre bis 1990. Nach einem ersten Buch „Wohnen als Lebenshilfe" 1985 entstand „Raum für Kinder" 1989, beide mit Dr. Schwarte gemeinsam geschrieben und im Beltz-Verlag veröffentlicht. Letzteres nach vielen negativen Erfahrungen mit der Architektur von Kindertagesstätten und Horten, in der Hoffnung, damit auch dem Gedanken der Integration behinderter Kinder in Regelkindergärten zu dienen.



Blick aus der Küche, mitten im Gemeinschaftsbereich einer Behindertengruppe, zum Eßplatz am Fenster. Gustav-Werner-Stiftung Reutlingen-Gaisbühl.



Vogelhaus als Mitte eines Gruppenbereichs behinderter Jugendlicher in den Neuerkeröder Anstalten.

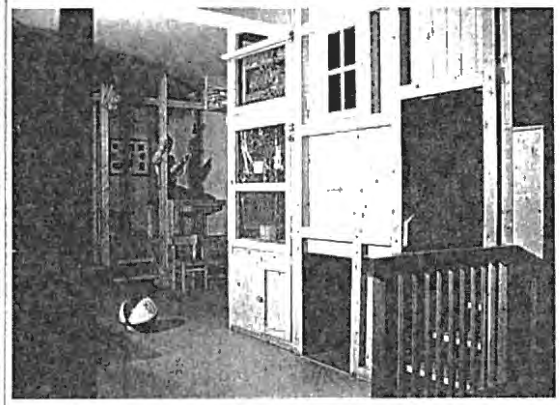
3. Handwerkliche und kunstpädagogische Seminare

Um die Nutzung von umgestalteten Räumen auch unter dem Aspekt der Betätigung auf eine breite Basis zu stellen, Intentionen und Reflektionen, bezogen auf Grundbedürfnisse bewußter zu machen, wurden und werden Fortbildungsseminare gehalten zu Themen wie „Farbe in Wirkung und Gestaltung", „Figurentheater", „Ton und Lehmaufbau", zum „textilen Gestalten", immer wieder in Fortsetzung der Arbeit mit Holz bei den Einbauten, „Holzkurse, denn Themeninhalte, Bearbeitungs- und Gestaltungsmöglichkeiten sind in diesem Material unerschöpflich."
Handwerkliche Arbeiten aus Massivholz, in Verbindung mit einer Umgestaltungswoche in Räumen des Internates St. Nikolaus, eines Berufsförderungswerkes in Dürrlauingen; von Heilerziehungspflegestudenten ausgeführt.
Es ist schwierig, die Frage zu beantworten, ob elementare Erfahrungen im Umgang mit Holz und Handwerkzeugen am Anfang oder Ende eines Einbautenprojektes stehen sollten. Am Anfang kommen die Erfahrungen sowohl dem Projekt, wie den Betätigungswünschen der späteren Heimgruppen zugute.

Reiter aus Lärchenholz eigene praktische Vorbereitung auf einen Fortbildungskurs.

Erläuterungen mit Bildern

Das Alkovenbett wurde von Roland Hofherr, dem Heimleiter (Heilpädagoge, Laie im Handwerk) für einen Rollstuhlfahrer im Wohnheim der Lebenshilfe, Miltenberg, gebaut. Es dient einem vierzigjährigen Mann, der querschnittgelähmt ist, mit linksseitiger Spastik, etwa 150cm groß. Über seinem Bett hat er einen Haltegriff, an dem er sich hochziehen kann. Die für ihn wesentlichsten Dinge sind im Stauraum hinter dem Vorhang oben und im Schubfach unter dem Bett untergebracht. Vielfältige



Möglichkeiten bieten solche Alkovenbetten bezogen auf die individuellen Bedürfnisse besonders körperbehinderter Menschen: Vom Bett aus kommen sie an alles, was in Regalen oder an Pinwänden um sie herum sich befindet: Musikkassetten, Kopfhörer, an Radiowecker, Fernbedienung des Fernsehgerätes usw. „Ich weiß", schreibt der Heimleiter, „daß sie in einem so geschlossenen Bett Sicherheit und Geborgenheit empfinden, in solchem Intimbereich, der für nicht Behinderte aus vielen anderen Räumen besteht. . ."

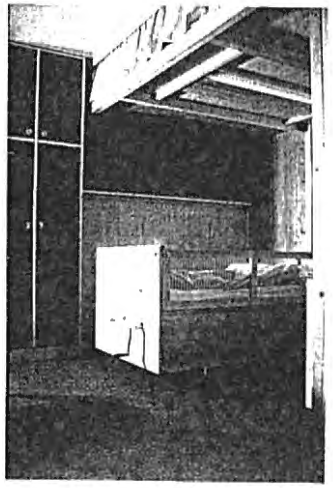
Der Gemeinschaftsraum im Sonderkrankenhaus für cerebralgeschädigte Kinder in Pelzerhaken/Holstein, Station „Bienenkorb". Die Umgestaltung wurde insgesamt konzipiert und seit 1984 successive durchgeführt; zuerst dieser Gemeinschaftsbereich, dann die Zimmer und zuletzt 1988 der Sanitätsbereich und Flur.

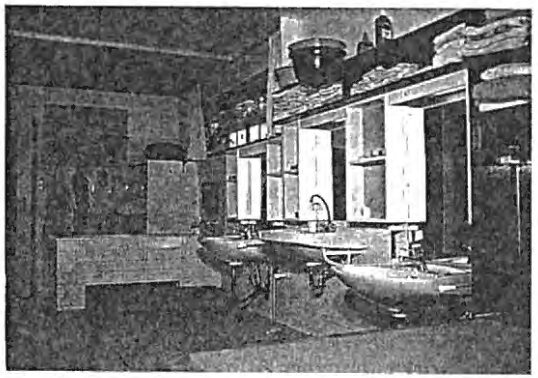
Der Gemeinschaftsraum mit Sitze und Liegelandschaft

- die Liegelandschaft (auf einem Podest) hat eine Holzdecke in Kassetten aufgeteilt erhalten zum Anhängen von Wolldecken für den Höhlenbau, von beweglichen Elementen oder einer Leinwand für Struktur-, Farb- und Schattenspiele oder für Diavorführungen
- Schaukelhaken, an der der Decke angebracht, zum Befestigen von Hängematten und Schaukelsäcken für schwermehrfachbehinderte Kinder
- Eine Auffahrrampe zum Podest für Rollstuhlfahrer
- Im Bereich des Podestes ein Klang- und Tastenkörperinstrument aus Tonstäben und Schwemmholz und ein Baßsaitenklangkörper
- Die Küche ist in den Gemeinschaftsraum einbezogen, die Küchenzeile — wie auch sonst alle Tische — ist unterfahrbar.
- Ein Vogelhaus mit Kanarienvögeln und Kanarienbastarden in der Höhe des Raumes nimmt die Mitte ein.

Ein Krankenpflegebett in Pelzerhaken, höhenverstellbar, mit Rädern und Bremsen, Kopf- und Fußteil mit Wechseldruckmatratzen. Kopf-, Fuß- und Seitenteile sind in Kiefer massiv ausgeführt, um das Bett in den in Kieferholz gestalteten Raum einzufügen. Dieser Raum ist Einzelzimmer mit dem Bett in der Mitte. Ein „Himmel" ist auch hier — wie in den anderen Zimmern — über dem Bett angebracht.

Ein Badezimmer im Sonderkrankenhaus für cerebralgeschädigte Kinder in Pelzerhaken/Holstein, das genügend Platz bietet zum Bewegen von Rollstühlen und anderen fahrbaren Hilfsmitteln. Den Anstoß zur Umgestaltung gaben Herbert Steiner, Heilerziehungspfleger, und Anke Reich als Leiterin der Gruppe, die Ausführung übernahm die Werkstätte der „Brücke" e. V., Lübeck, eines Übergangsheimes für psychisch Kranke unter Anleitung von Andreas Jeßberger, Schreiner und Erzieher.





Das Badezimmer ist hier von großer Bedeutung. Schwerstbehinderte Kinder halten sich täglich etwa eindreiviertel Stunden in diesem Raum auf.

- ein umlaufender Spiegel, in dem sich die Kinder sehen und ihre Bewegungen beobachten kann, um sie eventuell entsprechend zu lagern
- die Beleuchtung ist indirekt. Es befinden sich keine Leuchtkörper an der Decke. Die Waschbecken sind höhenverstellbar und rollstuhlunterfahrbar, die Spiegel tief heruntergezogen, so daß sich sitzende Kinder bequem darin sehen können
- die Sprossenwand mit einem Spiegel dahinter dient als Stehhilfe beim An- und Auskleiden.

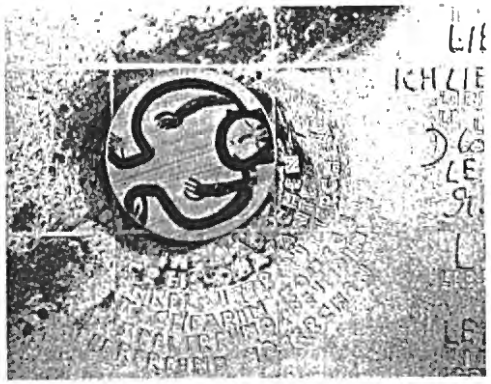
Es ist ganz wesentlich, daß die Nutzer — hier in diesem Heilpädagogischen Kinderheim Traunreut sind es z. T. körperlich und mehrfachbehinderte Kinder — in die Umgestaltungsarbeiten in ihrer Gruppe einbezogen werden.

Auf ihrer Verständnisebene, mit ihren Kräften, sind sie tätig. Vor der Aktion wurden allen Beteiligten Räume gezeigt, denen vergleichbar, die sie erwarteten.

Dieser mehrfachbehinderte Junge kann auch hämmern und spürt dabei, daß Holz ein freundliches Material ist.

Für eine Treppe werden die Wangen vorbereitet. Wer eine solche Raumgestaltungsaktion durch Einbauten beginnt, zumal mit Laien, sollte selbst mitarbeiten. Viele Fragen, den Werkzeug- und Materialgebrauch betreffend, genauso wie gestalterische Detailprobleme, sind nur an Ort und Stelle zu klären. Durch keinen Plan, so wichtig er ist, können gemeinsame Überlegungen zur Raumgliederung, zu denen man den Raum selbst braucht, ersetzt werden.

Wandausschnitt im Treppenhaus einer Krankenschwesternschule der Universität Würzburg. Engobierte Keramikplatten mit eingestempelten und eingeritzten Namen, welche darauf aufmerksam machen sollen, daß jeder



Auf die keramischen Felder sind bewegliche Scheiben aufgesetzt, auf denen zeichenhaft menschliche Gestalten abgebildet sind. Man kann am Menschen drehen. Aber wenn man es zu schnell und unbedacht tut, erkennt man ihn nicht mehr.

Mensch seine eigene Krankengeschichte, sein Schicksal und seinen Tod hat. Larvenartige Gesichter haben angstvoll fragende Augen.

Zusammenfassend noch einige Empfehlungen

1. Hintergrund
Es wird zurückhaltend nur das gestaltet, was als Hintergrund für das gegenständlich-dingliche Umfeld der Bewohner unverzichtbar ist. Das Umfeld als Hohlform, als erweiterte Haut. Es ist nicht denkbar, daß sich so verstandenes Umfeld in die Zwangsjacke der Symmetrie fügen läßt.

2. Einfachheit
Auf dekorative Attribute, auf alles „Schmückende" wird bei Einbauten verzichtet. Nur was aus elementaren Bedürfnissen heraus begründbar ist, was also dem Gedanken der Integration dient, wird verwirklicht. Dazu gehört der Verzicht auf komplizierte Einzelformen. Schon die Diagonale eines Treppenlaufs, runde, halbrunde Fenster geben Probleme auf.

3. Materialbeschränkung
Raumanteile verputzt, Holzdetails in einer Holzart — auch die Fensterbretter — (abgesehen vom Fußboden in Hartholz, der Strapazierfähigkeit wegen). Textile Stoffe, deren Struktur spürbar und erkennbar ist: Als Bodenbelag. Polster, Tischdecken, Vorhänge, dem „Himmel" über Betten, Eß- oder Sitzplätzen.

4. Differenziertes Licht
Natürliches und Kunstlicht sind nicht zum Ausleuchten von Räumen da, sondern auf Stellen gerichtet, an denen Helligkeit gebraucht wird. Ruhe und Rückzug, Intimität erfordern verhaltenes Licht oder Dunkelheit.

5. Farbanstriche
Mit Anstrichen in sozialpäd. Einrichtungen auf Zeitgeschmack, Werbung oder Mode einzugehen, wirkt desorientierend. Vielmehr sind pädagogisch-therapeutische Bedürfnisse entdscheidend.
Farben sind vom Licht und Raumproportionen abhängig, genauso wie von unveränderbaren Materialtönen, z. B. dem Holzton, Bodenbelag oder den Fensterrahmen.
Je nach Alter, Geschlecht oder Behinderung/Störung werden intensive oder vergraute, beruhigende oder aufmunternde Farbtöne erforderlich.
Der Rot-Grün-Kontrast (Englischrot und olivstichiges Grün) und der Ocker-Blau-Kontrast (Ocker als Erdfarbe und vergrautes Ultramarin) werden aus pädagogischen Gründen bevorzugt. In jedem Falle sollte zwischen „kalten" und „warmen" Farbtönen in jedem Raum eine ausgeglichene Farbstimmung erreicht werden.
Anteilig ist Weiß in jedem Raum erwünscht; je kleiner der Raum, desto größer der Anteil, denn Weiß weitet. Will man verdichten, sind Töne aus der „warmen" Skala notwendig.

6. Der integrative Raum
Von additiver Zusammenhanglosigkeit führt der Weg zu integrativer Ganzheit. Menschen, Raumdetails und Sachen eignet diese Tendenz. Wie verfolgen dieses Ziel als wesentlichstes mit gestalterisch-künstlerischen Mitteln.
Integrativ heißt nicht nur ganzheitliche Gestaltung auf der Ebene des Biotops, sondern umfaßt auch die zeitliche Dimension. Integriert werden sollten deshalb auch Gegenstände aus der Vergangenheit; nicht Schrott vom Sperrmüll, sondern Dinge, die es wert sind.

Literatur

Bettelheim, B.: Der Weg aus dem Labyrinth, Stuttgart 1978

Bittner, G./Thalhammer, M. (Hrsg.): „Das Ich ist vor allem ein körperliches. . . ", Würzburg 1989

Bollnow, O. F.: Mensch und Raum, Stuttgart 1963

Diakonisches Werk Bayern. Mahlke,

W. Reinhart, P. Wisgalla, E. u. a.: Zwischenberichte 1986—1989 zum Forschungsprojekt: „Der gestaltete Raum im Heim und in der Familie als Lebenshilfe für Kinder, Jugendliche und Erwachsene."

Flosdorf, P. u. a. : Heimerziehungs-Heimplanung, Darmstadt 1974

Gadamer, H.— G. u.a.: Der Mensch ohne Hand . . ., München 1979 dtv 1422

Kückelhaus, H.: Organismus und Technik, Frankfurt 1979

Lorenz, K.: Der Abbau des Menschlichen, München 1986

Mahlke, W. u. a.: Der gestaltete Raum im Heim. . . (Forschungsprojekt). Zwischenberichte 87, 88, 89 Diakonisches Werk Bayern, Nürnberg

Mahlke, W.: Therapeutisches Milieu — Räumliches Bedingungen und deren Gestaltung in Flosdorf, P. (Hrsg.): Theorie und Praxis stationärer Erziehungshilfe. Freiburg i. Br. 88

Mahlke, W.: Mut zum Leben — Mut zum Lernen, in: Adam, G. u. a.: Erziehen als Beruf. Würzburg 87

Mahlke, W.: Wohnen lernen, in: Möckel, A /Thalhammer: Gestörtes Lernen. Würzburg 86

Mahlke, W./Schwarte, N.: Wohnen als Lebenshilfe, ein Arbeitsbuch zur Wohnfeldgestaltung in der Behindertetenhilfe. Weinheim / Basel. 85

Mahlke, W./Schwarte, N.: Raum für Kinder. Weinheim/Basel 89.

Postman, N.: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt / M. 1987

Thalhammer, M. (Hrsg.): Gefährung des behinderten Menschen. München/Basel 1986

KEMPF

KEMPF-EQUIPEMENTS
2, rue Martine Kempf
F-67117 DOSSENHEIM-KOCHERSBERG
Tel. 003388696287 - Fax 003388698318